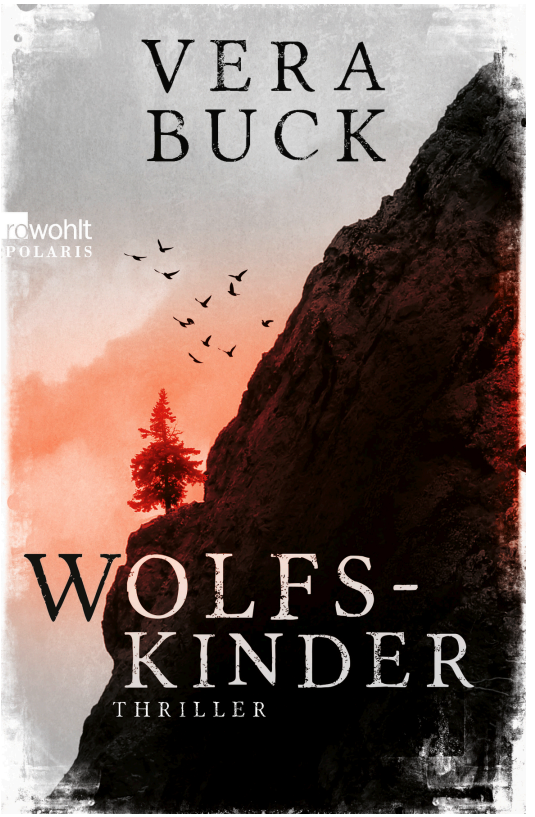
Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00968-6
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Vera Buck

Wolfskinder

Thriller

Rowohlt Polaris

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,
April 2023
Copyright © 2023 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Covergestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg
Coverabbildung Shutterstock
Satz aus der Minion Pro bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-499-00968-6

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO_2-Ausstoßes einschließt.
www.klimaneutralerverlag.de

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

PROLOG

Die Wände schwarz. Der Boden schwarz. Es riecht nach Moder und Schimmel und nassem Stein. Mein Atem geht hektisch, stoßweise.

Finde den Ausgang.

Ich bin auf allen vieren, schon wieder. Ich habe Platzangst. Etwas kriecht mir über die Hand, und ich reiße sie so erschrocken hoch, dass sie gegen den Fels schlägt. Schmerz schießt in meine Finger, bis in die abgeschabten Fingernägel. Ich schüttele hektisch mein Handgelenk. Was auch immer es war, es ist weg, versuche ich mich zu beruhigen. Sicher nur ein Tausendfüßler. Eine Schabe. Ein Spinnenläufer. Es gibt hier nichts, was du nicht kennst.

Eine Lüge, die ich mir erzählen muss, um vor lauter Panik nicht vollends den Kopf zu verlieren. Die Wahrheit nämlich ist, dass ich hier gar nichts kenne. Die Höhle ist mir fremd. Dieses Labyrinth im Berg, aus dem es angeblich einen zweiten Ausgang geben soll.

Finde den Ausgang.

Ein einfacher Auftrag. Selbst Ratten finden den Weg aus einem Labyrinth. Aber hier gibt es nur Schwärze. Egal, in welche Richtung ich mich vortaste: Schwärze. Irgendwo tropft es.

Ein plötzlicher Ruck an meinen Beinen, meinen Fußgelenken. Zuerst ganz leicht.

Nicht jetzt schon, flehe ich in Gedanken.

Der zweite Ruck kommt so heftig, dass ich vor lauter Schreck vergesse zu schreien. Plötzlich fehlen die Knie unter meinem Körper, ich lande auf dem Bauch, werde nach hinten gerissen, als wäre da ein Sog, der mich rückwärts durch den Tunnel zieht. Diesen Tunnel, durch den ich gerade so mühsam gekrabbelt bin. Mit den Armen versuche ich meinen Kopf zu schützen. *Zu schnell*, denke ich, *zu schnell*, und schlage in der nächsten Sekunde schon mit dem Rumpf gegen eine Ecke, die ich in der Dunkelheit nicht kommen sah. Ich schreie nun doch, meine Füße werden um die Ecke herumgerissen, mein Körper knallt gegen die gegenüberliegende Wand, ich werde rückwärts durch den nächsten Tunnelgang geschleift. Ich schreie lauter, greife um mich, will mich irgendwo festhalten. Aber der Stein ist glatt und der Zug an meinen Füßen stark. Ich weiß, was dort draußen steht und an mir zerrt und dass ich ihm nichts entgegenzusetzen habe.

Meine Knie, mein Bauch, mein ganzer Körper brennt. Ich lege die Arme wieder schützend um den Kopf, lasse mich widerstandslos ziehen, wie eine Puppe.

Was für eine Ironie, dass ich dem Berg entkommen wollte.

Und jetzt stecke ich mittendrin.

SMILLA

Ich habe auch diesmal niemandem Bescheid gesagt. Das hier bleibt unser Geheimnis, Juli, wie damals. Nenn es leichtsinnig oder dumm. Aber ich versuche alles, um die gleichen Bedingungen zu schaffen. Als wären dieser Wald und der Felsen Teil eines wissenschaftlichen Experiments.

Ich habe einen Schlafsack dabei und eine Thermoskanne mit heißem Kakao, in den ich, ebenfalls wie damals, einen Schuss Amaretto gegeben habe. Wir haben in dieser Zeit in alles Amaretto gekippt, weißt du noch? Amaretto und Orangensaft, Amaretto und Kirschsaft, Amaretto mit heißer Schokolade. Nur einen Fingerhut voll, aber wir haben getan, als wären wir betrunken. Nein, nicht so getan. Wir haben es geglaubt. Wir haben so vieles geglaubt in jener Zeit, Juli. Wir haben geglaubt, dass nur die Sommerferien endlich sind und dass wir ewig leben. Wir haben geglaubt, dass wir gemeinsam studieren würden und irgendwann Zac Efron heiraten, auch beide natürlich, weil beste Freundinnen sich ja alles teilen. Wir haben geglaubt, dass es für immer so weitergehen würde, du und ich und «High School Musical», wovon damals gefühlt jedes Jahr ein neuer Teil rauskam. Nachdem du weg warst, Juli, hat auch das aufgehört. Wie alles andere.

Inzwischen wärst du, *bist* du, 26, so wie ich. Ich habe deinen Geburtstag gefeiert, Juli, jedes Jahr. Und dieses Jahr zu deinem zehnjährigen Verschwinden übernachte ich noch einmal am

Faunfelsen. Darum bin ich hier. Ich gehe zwar nicht davon aus, dass ich viel schlafen werde, aber das ist ja nichts Neues. Weißt du, dass ich das ohnehin nicht mehr kann, seelenruhig durchschlafen? Nicht seit jener Nacht, als ich seelenruhig neben dir geschlafen habe, tief und fest, während jemand dir die Hand über den Mund gelegt und dich fortgezogen haben muss.

Meine Eltern haben mich zu Entspannungspädagogen geschleppt, zu Psychotherapeuten und diversen Ärzten. Denn das ist die Reihenfolge: Erst versuchen sie, dir das Atmen beizubringen, dann den Satz: «Ich bin nicht schuld an der Entführung meiner Freundin» – und am Ende stehen die Medikamente. Ich habe das alles mitgemacht, für eine gewisse Zeit. Aber langfristig wirkt nichts davon. Langfristig gibt es nur die Nacht und dich und mich und irgendeinen Unbekannten, den ich in meiner Erinnerung zu erkennen versuche, während sein Gesicht sich immer weiter zurückzieht, undeutlich wird, als entferne der Mann sich in einem dichten Nebel. Manchmal, in diesem Zustand zwischen Schlaf und Wachsein, in diesem Zustand des Wahnsinns, scheint es mir das Wichtigste, dem Mann zu folgen, ihn an der Schulter zu packen und umzudrehen, damit ich endlich sein Gesicht sehen kann. Und hin und wieder gelingt mir das auch. Aber wenn ich dann wach werde, kann ich mich nicht erinnern, wie er ausgesehen hat. Und wie sollte ich auch?

Die Wissenschaft sagt, dass alle Gesichter, denen wir im Traum begegnen, Gesichter sind, die wir schon einmal im Wachzustand gesehen haben. Und ich habe deinen Entführer nie gesehen, Juli. Ich habe geschlafen, tief und fest – und vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben traumlos.

Der Faunfelsen ist größer als in meiner Erinnerung. Dabei

sind weder er noch ich seit jenem Tag gewachsen. Ich stehe da und blicke auf das Loch im Fels, wegen dem wir damals hier waren. Wegen dieses verdammten Lochs und dem Gerücht, das Sonnenlicht würde morgens die Form eines Teufels auf den Boden malen, wenn es hindurchfällt. Die Form eines Teufels, dass ich nicht lache! Das Felsloch ist oval, und ich verstehe nicht, wie wir damals glauben konnten, wir würden am Morgen irgendetwas anderes sehen als einen ovalen Sonnenfleck am Boden. Aber bei etwas so Abstraktem wie dem Teufel lässt sich formtechnisch wohl streiten, oder? Vom Teufel weiß niemand, wie er aussieht. Außer dir, Juli. Vielleicht war er wirklich da, als die Sonne aufging, und hat dich gefunden. Vielleicht hast du genau in seinem Fleck gelegen, und darum hat er dich mitgenommen – dich und nicht mich. Obwohl ich doch diejenige war, die diese beschissene Idee überhaupt hatte.

Weißt du, dass der Polizist, der mich später verhört hat, mich zuallererst darüber aufgeklärt hat, dass Wildcampen verboten sei? Als wäre das das Wichtigste. Als würde es noch irgendeinen Unterschied machen, dass ich unbefugt in einem Schlafsack auf öffentlichem Boden herumgelegen habe, wo mein Verbrechen doch ein viel größeres ist: Ich habe dir das Leben geklaut.

Meinetwegen hast du so vieles verpasst, Juli. Dein erstes Mal, deinen Schulabschluss, dein Studium. Du hast das Smartphone verpasst. Du hast WhatsApp verpasst und Tinder und Spotify und unzählige Partys, auf denen wir zusammen zu Hits getanzt hätten, die du nie hören wirst. Und wenn das alles im Einzelnen gesehen nicht unbedingt die Welt ausmacht, ist es insgesamt doch genau das: die Welt, in der du hättest leben sollen. Wegen mir hast du nur einen Bruchteil dessen kennengelernt, was es heißt, jung zu sein.

Ich rolle meinen Schlafsack an der Stelle aus, von der ich

glaube, dass du dort gelegen hast, vielleicht einen Meter weiter rechts oder links. Wenn man Orte nur noch aus Albträumen kennt, verschieben sich die Dimensionen. Es gibt hier kein Kreuz, das die Stelle markiert, an der du das letzte Mal geatmet hast. Es gibt überhaupt nirgendwo ein Kreuz für dich, auch wenn deine Eltern darauf hoffen, dass es einmal so sein wird.
10 Ein Kreuz in schwarzer Erde würde ihnen endlich Frieden bringen. Ich verstehe nicht, wie das gehen soll. Mir würde es nur Frieden bringen, wenn sie endlich das Schwein schnappen, das dich aus meinem Leben gerissen hat. Oder noch besser: wenn ich dich wiederfinden könnte, Juli.

Ich setze mich auf den Schlafsack und warte. Worauf, weiß ich auch nicht so genau. Vielleicht darauf, dass der Faunfelsen sich als Teil eines Steinkreises entpuppt, in dem Menschen verschwinden und nach einer exakt berechneten Zeit wieder auftauchen, nämlich nach zehn Jahren, auf den Tag genau. Oder darauf, dass auch mich jemand holen kommt.

Vielleicht wünsche ich es mir ein bisschen, Juli. Dass jemand kommt und mich mitnimmt, wie er es schon damals hätte tun sollen, an deiner Stelle. Warum hat er dich mitgenommen und mich schlafen lassen?

Ich gieße mir Kakao aus der Thermoskanne ein und proste dir in der einbrechenden Dunkelheit zu, wie in einer verqueren Version von «Dinner for One». Selbst das Wetter macht bei der absurden Inszenierung mit. Über den Bergen braut sich ein Sommergewitter zusammen, aber hier ist der Himmel noch klar. In dem Dampf aus meiner Tasse liegt der Geruch nach Amaretto. Mir wird schlecht. Ich muss mich geradezu zwingen, daran zu nippen. Unfassbar, was die Erinnerung an einen Geruch in einem Menschen auslösen kann. Ich habe keinen Amaretto mehr angerührt, seit du weg bist, Juli.

Die Dunkelheit kommt heute nicht schrittweise, vielmehr scheint sie einen Satz zu machen. Mit einem Sprung stülpt sie sich über den Faunfelsen. Die Bäume, die die Lichtung umstehen, werden zu hohen schwarzen Wächtern. Um mich beginnt es zu zirpen, zu rufen und zu rascheln. Wenn die Leute von der «Stille des Waldes» reden, meinen sie den Teil, der von Spaziergängern an einem Sonntagnachmittag totgetreten ist. In Wahrheit ist ein Wald nicht still. Er ist voller Geräusche und aus dem Stoff, aus dem meine Albträume sind.

Mein Puls schlägt mir bis zum Hals. Mir ist völlig klar, dass ich heute Nacht kein Auge zutun werde. Als ganz in der Nähe ein Rabe schreit, springe ich erschrocken auf und verschütte dabei den Kakao auf meinen Pulli. Ich atme tief durch und setze mich zittrig wieder hin. Es fehlen noch die Gruselgeschichten, die wir uns erzählt haben, die werde ich nicht vergessen. Alles so wie damals, Juli. Dabei wissen du und ich längst, dass es nicht wirklich um ein Experiment geht, bei dem die exakten Bedingungen wiederholt werden müssen, um auf das gleiche Ergebnis zu kommen. Es geht auch nicht wirklich darum, zu verstehen, was mit dir passiert ist, auch wenn ich das wohl bis zu meinem Lebensende nie aufgeben werde. Es geht um Selbstgeißelung.

Denn es war meine Idee. Ich habe dich zu dieser Sache überredet. Ich habe dich beruhigt, als du die dunklen Wolken in der Ferne gesehen und gemeint hast, hoffentlich würden sie nicht zu uns kommen. Weil das Schlimmste, was du dir in deiner jugendlichen Arglosigkeit vorstellen konntest, ein Schauer war, der auf uns niederging, während wir schliefen. Gott, waren wir naiv, Juli.

Ich hebe meinen Becher.

«Prost», sage ich zur Dunkelheit, zum Wald, zu allem, was

darin lauert. Soll es ruhig kommen. Bist du bereit für die erste Gruselgeschichte, Juli?

EDITH

Die Gedärme sind über die gesamte Wiese verteilt. Überall liegen sie im nassen Gras, wie nicht aufgeräumtes Spielzeug sieht das aus. Selbst hinten am Wolfstann, wo es bereits dunkel ist, kann ich noch was von dem blutigen Zeug entdecken. Der Kopf ist vom Körper abgerissen und hängt an dem Strick, dessen Ende um einen Pflock gebunden ist. Es sieht ein bisschen komisch aus, mit dem Kopf und dem Strick. Es muss ja wirklich niemand Angst haben, dass der jetzt noch davonrollt.

Unser Priester ist da, wie immer, wenn etwas gestorben ist. Er stößt mit dem Schuh gegen den toten, aufgerissenen Körper. Die Fliegen brummen verärgert und stieben auseinander, aber nur kurz, dann setzen sie sich wieder auf das Fleisch, in die Augen und die zerfetzte Kehle. Fliegen sind stur. Sie hören nicht auf unseren Priester. Nicht mal auf meinen Papa. In der Hütte müssen wir immer alles gut mit Tüchern abdecken, weil sie überall dran wollen. Am liebsten sitzen sie auf Fleisch. Auf verrottenden Früchten. Und auf allem, was tot ist. Fliegen können mit den Füßen schmecken. Fliegen legen ihre Eier auf alles, und wenn man die Eier aus Versehen mitisst, hat man Schmerzen im Bauch. Die kommen von den Maden, die nämlich aus den Fliegeneiern schlüpfen. Wenn man so eine weiße, gesichtslose Made ansieht, dann kann man sich gar

nicht richtig vorstellen, dass da mal eine schwarze Fliege draus entstehen soll. Aber genauso ist es. Ich habe das beobachtet.

Fliegen können außerdem nicht wirklich fressen, sondern nur trinken, darum machen sie überall ihre Spucke drauf, und die Spucke löst das Fleisch dann auf, sodass sie es durch ihre Rüssel saugen können. Ich weiß viel über Fliegen. Ich weiß überhaupt sehr viel, auch wenn immer alle denken: Die Edith, die spricht ja gar nicht, und zur Schule geht sie auch nicht, die ist bestimmt ein bisschen dumm im Kopf. Aber es ist genau andersrum. Ich spreche nicht, weil ich so einiges kapiere. Man muss nicht in die Schule gehen, um ein schlaues Köpfchen zu sein.

Unser Priester wendet sich um und sieht hoch zum Antennenmast. Dann spuckt er auf den Boden. Mitten zwischen seine Füße spuckt er, wo die tote Ziege liegt. Als wäre er selbst eine Fliege, die das Fleisch trinken will.

«Es ist die Antenne», sagt er. «Nur wegen der beschissenen Antenne kommen die Viecher so nah an Jakobsleiter. Ich sage, wir reißen das Ding ab, bevor noch mehr von deinen Ziegen dran glauben müssen.»

Jesses Vater sagt lange nichts, weil er auch nicht so gern spricht. Aber dann knurrt er doch etwas durch die Zähne: «Erst mal knall ich das Scheißvieh ab.»

«Den Wolf?», fragt unser Priester. «Aber der ist nur der Schwanz deines Problems! Kapierst du's denn nicht, Gabriel? Bevor nicht die verdammte Antenne verschwunden ist, wird der nächste Wolf durchdrehen und danach wieder einer. Das Ding muss weg, bevor wir vor die Hunde gehen.»

Ich schaue die beiden an. Ich weiß, was es heißt, wenn einer sagt, dass man vor die Hunde geht. Früher, da haben die Menschen mit Hundemeuten gejagt, auch hier oben am Berg.

Hunde können sehr schnell sein. Sie springen das Opfer an und zerfetzen es. Ich hätte auch gerne so einen Jagdhund, aber Papa hat sein Gewehr und seine guten Augen, und er sagt, dass uns das reicht. Und außerdem hat er ja mich. Ich helfe ihm bei der Jagd, darin bin ich sehr gut, denn ich kann mich so leise anschleichen wie sonst keiner. Richtig mucksmäuschenstill kann ich sein. Manchmal, da probiere ich unten in Almenen aus, wie lange ich hinter jemandem herschleichen kann, ohne dass die Person sich umdreht. Ich bin so nah hinter ihnen, dass ich sie antippen kann, und dann bleiben sie plötzlich stehen und fassen sich in den Nacken, aber bis sie sich umdrehen, habe ich mich schon längst hinter einer Hausecke versteckt. Almenen ist voller guter Verstecke, fast so wie der Wald.

Noch einmal spuckt unser Priester zwischen die Füße. Einen richtigen Schleimklumpen spuckt er, es macht ihm gar nichts, dass da noch ein Kopf liegt. Er sagt: «Das Biest wird uns noch alle zugrunde richten, Gabriel.»

SMILLA

16

Im Osten dämmert es. Es ist diese klamme Stunde zwischen Tag und Nacht, in der die Sonne sich anschleicht und der Himmel bereits ein wenig Farbe bekommt. Es ist kalt. Alles ist taunass, regennass, einschließlich mir. Am Ende ist der Gewitterschauer doch noch gekommen, ist einmal über die Lichtung gezogen, und ich bin einfach sitzen geblieben. Es ist ein Trugschluss, dass der Wald ein Schutzraum ist. Er war kein Schutzraum für dich, Juli.

Vielleicht bin ich hin und wieder eingenickt, auf meinem Schlafsack. Doch ich fühle mich wie sechsunddreißig Stunden wach. Der Kakao in der Thermoskanne ist noch warm. Ich gieße mir einen Becher ein, um mir meine kalten, zittrigen Finger zu wärmen. Mein Atem bildet feine Gespenster in der Luft, während die Sonne näher kriecht. Sie leckt bereits am Faunfelsen, als wäre sie selbst der Teufel mit der langen Zunge. Ich starre unbeirrt auf das Loch. Meine Augen sind schwer und müde. Ich fühle mich, als hätte ich die Nacht durchgetanzt und durchgetrunken, nur ohne die euphorischen Erinnerungen, die damit einhergehen. Als die Sonne durch das Loch im Felsen fällt, kneife ich die Augen zusammen, so hell blendet das Licht. Ich sitze am richtigen Ort. Genau im Teufelslicht. Ich blicke um mich, erfasse die Form, die sich bildet. Es ist alles andersherum, als sie es uns beigebracht haben, Juli. Der Teufel ist nicht Schatten, er ist Licht.

Und dann sehe ich ihn plötzlich.

Über dem blendenden Kreis aus Morgenlicht steht eine Gestalt auf dem Felsen und blickt ruhig auf mich herab. Den Becher Kakao noch in der Hand, erstarre ich zu absoluter Reglosigkeit. Natürlich weiß ich, dass in dieser Region Wölfe leben. Wer Vieh hat, der versucht sie abzuknallen, andere stellen Plakate auf, um sie zu schützen. Und wir, die Unbeteiligten, hören die Wölfe nachts manchmal heulen. Aber ich habe nie einen gesehen. Wir blicken uns an, er und ich. Das Blut pumpt bis unter meine Schädeldecke. Mein Körper ist bereit zur Flucht, die Angst zerrt an meinen Organen. Von dem wenigen, das ich über Wolfsangriffe gehört habe, weiß ich, dass der Mensch in den meisten Fällen der Unterlegene ist. Wir sind nur Herrscher über die Welt, solange wir uns in unseren selbst geschaffenen Sicherheitszonen bewegen. Die Natur aber, der Wald, die Berge sind wild.

In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken, während der Wolf einfach weiter ruhig dasteht und mich anblickt, als wolle er mir etwas sagen. Aber was? Es kann doch kein Wolf sein, der dich von mir fortgezogen hat, oder, Juli? Man hätte dich irgendwo gefunden. Hätte Spuren gefunden. Es ist nicht wie im Märchen, in dem ein böser Wolf kommt, dessen Magen groß genug ist, um sieben Geißlein und noch eine ganze Großmutter zu verspeisen. Ein Wolf ist auch kein Teufel, der dich schultern und mit in seine Unterwelt nehmen kann. Oder doch? Ich blicke wieder um mich, auf die Form, die das Sonnenlicht bildet.

Mit einem Mal bin ich ganz ruhig. Ich breite die Arme aus. Eine einladende Geste.

«Bist du gekommen, um mich zu holen, Teufel?»

JESSE

18

Ich strecke mich neben Rebekka auf dem Moos aus und blicke in den Himmel. Wir haben unsere Jacken auf den Waldboden gelegt, denn das Moos ist noch nass vom nächtlichen Schauer. Es riecht so intensiv nach Wald, dass ich am liebsten meine Lungen mit dem Duft füllen und einen Vorrat für den Winter anlegen würde. Die Tannen zeichnen sich vor dem Blau ab wie ein Scherenschnitt. Freigeist schnüffelt an meinem Gesicht, und ich schiebe ihn beiseite, als er mir das Kinn leckt. Er legt sich ebenfalls ins Gras, direkt neben mich, rollt sich auf die Seite. Wenn ich den Kopf abknicke, kann ich seinen warmen Bauch als Kissen benutzen.

Unsere Sommer hier oben in Jakobsleiter sind kurz, und dieser ist fast vorbei. Nicht einmal fünf Monate lang ist der Wald schneefrei, darum sind Tage wie diese selten. Wir sollten das genießen. Aber Rebekka ist mit ihren Gedanken woanders. Ist in der Stadt, wo sie nie wirklich gewesen ist, aber von wo der Kerl kommt, der ihr den verhängnisvollen Zettel zugesteckt hat. Sie hat ihn dabei, diesen Zettel. Ich sehe, wie sie ihn in der hohlen Hand versteckt. Er ist bereits ganz klein gedrückt und verschwitzt, hoffentlich so sehr, dass man die Schrift darauf nicht mehr lesen kann.

Ich habe die Blicke gesehen, die Rebekka und der Antennenkerl sich vor ein paar Tagen zugeworfen haben. Der Mann war etwas älter als wir und nicht mal attraktiv. Aber hier oben fehlt

ihm die Konkurrenz und Rebekka der Vergleich. Er hatte auch einen Kollegen dabei, Mitte vierzig, schätze ich, mit Bart und Bauch und großen Schweißflecken unter den Armen, die schon da waren, bevor er überhaupt mit der Arbeit begonnen hat. Sie sind auf den Turm gekraxelt und haben etwas von «Smart Farming» und «Precision Farming» erzählt. Aber als wir alle mit unseren Gerätschaften Aufstellung nahmen, mit Spaten und Harken und Spitzhacken, Geräten, die weit entfernt von jeder Digitalisierung sind, da haben sie doch recht schnell das Maul gehalten. Wir haben uns um den Antennenmast versammelt wie ein Lynchtrupp, während die Männer oben stumm und nervös ihre Arbeit verrichteten. Eine Arbeit, um die sie niemand von uns gebeten hat. Selbst die Antenne hat sich gesträubt, weil sie nicht bei uns bleiben wollte, und es hat lange gedauert, bis die Männer sie endlich bezwungen und an dem Mast festgeschraubt hatten.

Bisher war die Kapelle von Jakobsleiter der höchste Punkt weit und breit. Jetzt ist es die Antenne. Über ihr gibt es nur noch die Berge, massive Dreitausender, die immer schneebedeckt sind. Darum haben sie den Antennenmast hierhingestellt. Er wird in einem Umkreis von fünfzehn Kilometern alles mit Internet versorgen, hat Frau Bender in der Schule unten im Dorf gesagt und sehr froh darüber ausgesehen, denn Almenen liegt auch im Umkreis dieser fünfzehn Kilometer. Weil ich Frau Bender mag, hatte ich der Antenne eine kleine, eine winzige Chance eingeräumt, doch nicht so schlecht zu sein, wie unser Priester es uns allen prophezeit. Doch das war, bevor der Kerl, der sie brachte, Rebekka den Kopf verdreht hat.

Die Installateure waren hungrig und durstig, als sie nach ihrer stundenlangen Arbeit endlich von dem Mast heruntergeklettert kamen. Aber keiner von uns hat sie auf ein Mittagessen

eingeladen oder auch nur auf einen Schnaps, wie man ihn hier nach getaner Arbeit sonst kippt. Diese Männer waren nicht von hier. Sie waren von «dort», waren Stadtmenschen und damit alles, vor dem man uns immer gewarnt hat. Und trotzdem hat Rebekka diesen Zettel angenommen und nervös in ihre Rocktasche gesteckt, als sie glaubte, keiner würde es sehen. Als alle anderen damit beschäftigt waren, die neue Antenne anzustarren wie einen Fremdkörper. Und genau das ist sie auch: ein Kommunikationsmast – ausgerechnet in einem Ort, in dem das höchste Gut das Schweigen ist.

Ich blicke Rebekka von der Seite an. Müsste ich wetten, würde ich sagen, dass eine Telefonnummer auf dem Zettel steht. Er ist also eigentlich völlig wertlos, weil es in Jakobsleiter ja nicht mal ein Telefon gibt. Aber Rebekka dreht den Zettel zwischen den Fingern, als wäre er ihr Ticket in ein anderes Leben. Sie will weg, das will sie schon lange. Aber jetzt, wo sie eine Adresse oder eine Telefonnummer hat, irgendetwas, das Freiheit und Abenteuer verspricht, weiß sie auch, wie sie es anstellen kann. Warum muss sie bloß immer gegen alles rebellieren?

Freigeists Flanke bewegt sich unter mir, als er den Kopf hebt. Irgendetwas hat er gehört oder gewittert. Bestimmt nur ein Kaninchen, denke ich, lege ihm beruhigend die Hand auf die Schnauze und mache: «Schhhscht.» Er bleibt noch zwei Sekunden angespannt, dann legt er den Kopf zurück auf die Pfoten. Ich atme durch. Ich wünschte, ich könnte ihm das Jagen abgewöhnen.

Vor acht Monaten hat mein Vater die Wölfin erschossen, die Freigeist geboren hat. Sie ist zu nah an die Siedlung gekommen, ist unseren Ziegen zu nahe gekommen, und darum sind wir eines Nachts losgezogen, auf Wolfsjagd. Mein Vater drückte

mir das Gewehr in die Hand, als könnte ich damit etwas ausrichten. Als hätte ich jemals etwas anderes geschossen als ein paar Konservendosen vor unserem Haus. Und natürlich war am Ende er es, der den Abzug drücken musste. Im Gegensatz zu mir trifft mein Vater immer. Im Gegensatz zu mir hasst er die Wölfe. Ich kann ihn verstehen, wir leben von den Ziegen. Aber wir leben auch mit den Wölfen. Teilen kann ich seinen Hass darum nicht. Nach dem Schuss hat das sterbende Tier vor uns gelegen und in den Waldboden geblutet. In der Dunkelheit hat das Blut schwarz ausgesehen, ein schwarzes Loch, das sich unter ihm ausbreitete. An den prallen Zitzen habe ich erkannt, dass es eine Wölfin war und dass es irgendwo noch Wolfsjunge geben musste. Zwei Tage später habe ich sie in einer Erdhöhle gefunden. Nur eines von ihnen hat überlebt.

Freigeist.

Den Namen hat Rebekka sich ausgedacht. Freigeist, weil dieser Wolf nirgends hingehören soll, so meinte sie, nicht zu den Berggeistern und nicht zu den Talgeistern. Weil dieser Wolf Rebekkas Meinung nach ein Grenzgänger ist. Aber ich habe in ihren Augen gesehen, dass sie im Grunde selbst dieser Freigeist sein will.

Ich ziehe das Lederband aus der Tasche, das ich in der Nacht zuvor geknüpft habe.

«Ich habe etwas für dich gemacht», sage ich und halte es hoch. Ich hoffe, dass Rebekka den kleinen geschnitzten Anhänger daran erkennt. Aber sie ist abwesend, als sie sich bedankt. Und als ich ihr das Armband ums Handgelenk knote, legt sie nicht einmal den Zettel beiseite. Mit der freien Hand fährt sie durch Freigeists Fell, ihre Finger sind direkt neben meinem Gesicht, ihre dunklen Haare fallen nach vorn, und ich nehme den Geruch nach Seife wahr, der von ihnen ausgeht.

Wir riechen hier oben alle nach der gleichen Kernseife. Eine, die in den Boden sickern kann, ohne ihn zu vergiften. In der Stadt nennt man so etwas biologisch abbaubar. Aber bei uns ist alles biologisch abbaubar, und ich weiß nicht, warum man sich mit etwas anderem waschen sollte. Mit etwas, das giftig ist.

«Es soll ein Wolf sein», sage ich, und an ihrem verwirrten
 Blick erkenne ich, dass sie einen Moment lang nicht einmal weiß, wovon ich spreche. «Der Anhänger. Das soll ein Wolf sein.»

Sie nickt. «Freigeist», sagt sie und dann, ohne erkennbaren Zusammenhang: «Ich glaube übrigens nicht mehr an Talgeister.»

Es klingt ein wenig trotzig und so, als verkündige sie etwas, das sie lange Zeit im Kopf gewälzt hat. Dabei ist mir die Information gar nicht neu. Spätestens seit wir zur Schule gehen, wissen wir beide, dass die Sache mit den Talgeistern ja eigentlich nichts weiter sein kann als eine Geschichte, die die Erwachsenen sich ausgedacht haben, damit wir uns nicht zu weit von der Siedlung entfernen. Aber das ändert nichts daran, was im Tal, in der Stadt, mit meiner Mutter geschehen ist. Irgendjemand muss ihr das zugefügt haben, und wenn es nicht die Talgeister waren, dann waren es die Städter. Tagelang haben wir sie in den Wäldern gesucht, als sie eines Abends nicht nach Hause kam. Und als mein Vater sie endlich fand und zurückbrachte, war etwas mit ihrem Kopf passiert, das sie für immer verändert hat. Ihr Lachen, ihre glasklare Stimme, ihr ganzes Wesen – alles ausgelöscht. Seitdem müssen mein Vater und ich uns um sie kümmern, wie um ein kleines Kind. Mama kann nicht mehr alleine auf die Toilette gehen. Sie kann nicht mehr sprechen. Manchmal weiß ich nicht mal, ob sie mich noch erkennt.

Rebekka weiß das, so wie wir alle es wissen. Meine Mutter musste jahrelang als Beweis dafür herhalten, dass die Geschichte über Talgeister stimmt. «Das waren die Talgeister!» war das Erste, was mein Vater damals gesagt hat, nachdem er meine Mutter zurückgebracht hatte. Und er hat es häufig wiederholt, bis ich älter wurde und sich die Geschichte ein wenig veränderte, so als würde sie zusammen mit mir wachsen. Die brutale Geschichte, wie man meiner Mutter den Schädel eingeschlagen hatte, wurde detaillierter, wie eine Gestalt im Nebel, die man von Weitem nur verschwommen sieht und die erst beim Näherkommen deutlich aus ihrer Umgebung hervortritt.

Mag ja sein, dass es keine Talgeister gibt. Mag sein, dass es nur Menschen gibt, gute und schlechte. Aber man muss nur meine Mutter ansehen, um zu wissen, wer auf welcher Seite lebt.

Rebekka streicht sich eine Strähne hinters Ohr und sieht mich endlich an. In ihren Augen spiegeln sich der Wald und der Berg, aber auch noch etwas anderes, das ich nicht greifen kann. In meinen Augen liegen schon immer nur der Berg und der Wald. Sonst nichts.

«Wir brauchen die Welt dort draußen nicht», sage ich. Ich sage es fest und bestimmt und merke selbst, dass ich dabei klinge wie mein Vater.

ISAIAH

24

Unser Jesse ist mit Rebekka im Wald verschwunden. Ich kann mir schon vorstellen, was er da mit ihr anstellt. Dieses Ferkel. Da kann er noch so unschuldig tun. Er ist jetzt siebzehn, und es gibt keinen in unserer Siedlung, dem nicht aufgefallen ist, wie Rebekka herangereift ist.

Wir haben drei Frauen in Jakobsleiter, von denen zwei durch jedes Raster fallen: Die eine ist ständig betrunken und die andere bescheuert im Kopf. Und dann ist da Rebekka, sechzehn Jahre jung und jetzt drall und weich. Ich schaue zum Wald und kratze mir durch mein Priestergewand den Sack. Es ist ja eh nicht normal, wie wir hier oben leben, fast nur unter Männern.

Ich stelle mir vor, wie sie es da im Wald treiben. Hinter einem umgefallenen Baum versteckt. Oder an den rauen Stamm einer Tanne gepresst. Bevor ich die Hand unter mein Gewand schieben kann, weht ein Windstoß den Gestank des Plumpsklos neben der Kapelle herüber. Das verdirbt mir jegliche Lust. Irgendwer hat wohl seinen Dienst verpennt und das Klo nach der letzten Messe nicht geleert. Ich werde in meiner Dienstliste nachsehen müssen, wer. Alles totale Trottel hier oben. Diese Siedlung ist ein dermaßen beschissener Ort, dass ich mich manchmal frage, warum ich mich überhaupt mit dem Pack abgebe. Ich mache kehrt und will zu meiner Hütte gehen, stoße dabei aber mit Abel zusammen, der plötzlich hinter mir steht. Wenn man vom Teufel spricht.

Abel hat etwas Zähes, Tropfendes in der ausgestreckten Hand, das ihm durch die Finger rinnt wie Wichse.

«Isaiah», sagt er. Ich verziehe das Gesicht, muss mich aber wohl oder übel mit ihm abgeben. Jetzt sehe ich, dass es zerbrochene Eier sind, die er mir entgegenstreckt.

«Kein einziges Küken», sagt er in seiner dümmlichen, kindlichen Art. Abel ist Anfang dreißig, aber er ist einer von denen, die wohl nie richtig erwachsen werden. Die eigentlich noch die Mama bräuchten, um ihnen den Arsch abzuwischen und sie daran zu erinnern, ihren Hosenstall zuzumachen. Ich habe keine Ahnung, warum er überhaupt hier auf dem Berg ist, und es hat mich auch nie genug interessiert, um ihn danach zu fragen.

Ich fasse sein Handgelenk ein wenig fester als notwendig und sehe mir die zerbrochenen Eier an. Sie sind tatsächlich leer und tot. Nichts als Eiklar.

Es wundert mich nicht, dass Abel damit zu mir kommt, denn so habe ich meine Schäfchen erzogen. Sie holen und fragen mich bei allem, ohne mich geht in diesem gottverlassenen Ort nichts mehr. Ich habe Führungsqualitäten, hatte ich schon immer. Ein guter Anführer zu sein, ist eine Gabe. Man muss Stärke ausstrahlen, manipulieren können und Angst verbreiten. Wenn du Angst verbreitest und gleichzeitig ein Fels bist, werden sich alle an dich klammern, sobald der Boden ihnen unter den Füßen wegrutscht. Bei Abel ist das besonders leicht, denn er ist weich und anhänglich. Er hat nur darauf gewartet, dass einer wie ich kommt, um ihm den Weg zu weisen.

Ich zeige hoch zur Antenne.

«Strahlen», sage ich. «Man muss das Ding abreißen.» Ich sage nicht: «Du sollst» oder «Du solltest», denn das würde klingen wie ein Gebot, und auf so etwas scheißen die Männer.

Verbote, Gesetze – so was gibt es in Jakobsleiter nicht, darum leben wir ja hier. Ich habe auch in den Messen längst aufgehört, von den Zehn Geboten zu sprechen, und predige stattdessen Seelenheil und Höllenqualen. Das ist wenigstens eine Sprache, die das Pack versteht.

Abel, der Schwachkopf, blickt mich stumm und fragend an.

«Es ist die Antenne», setze ich nach, um ganz klarzumachen, was ich meine, und um auch bei ihm einen Samen zu säen, der bis zur nächsten Sonntagspredigt keimen kann und dann nur noch gegossen werden muss. «Die Strahlen machen deine Hennen unfruchtbar. Sie werden uns noch alle unfruchtbar machen, wenn wir nichts dagegen tun, Abel, warte es nur ab.»

Und dann lasse ich ihn und seine Eier stehen, weil die mein geringstes Problem sind. Abels Eier und Gabriels Ziegen, drauf geschissen, aber das kapieren sie natürlich nicht. Der wahre Feind sind nicht die Wölfe oder die Strahlen dieser Antenne. Es ist das, wofür die Antenne steht, die Gegenwart, die damit bei uns Einzug hält. Wir brauchen hier kein Internet. Und wir brauchen keine Installateure, die kommen, um das Ding zu reparieren und instand zu halten.

Nur wer in der Vergangenheit lebt, ist für die moderne Welt unsichtbar.